

ZERSPLITTERUNG

VON IULIA MALASPINA

Es wimmelte im Saal letzten Mittwoch, dem 24. Mai 2023. Der Frühling war endlich ausgebrochen, und vielleicht war auch die vorsommerliche Lust auf spanische Rhythmen für die Aufregung verantwortlich. Das Stadtcasino Basel war voll und das Publikum hat die Musiker*innen mit seinem tobenden Applaus überflutet. Doch eigentlich waren nicht die spanischen Rhythmen oder die Leidenschaft eines Landes, wo die Sonne brennt, das Umwerfende, sondern das 1. Konzert für Klavier und Orchester von Pjotr Iljitsch Tschaikowski. Nicht nur aus dem Grund, dass es der Pianist Behzod Abduraimov geschafft hat, ein Werk, das alle in den Ohren haben, so zu spielen, als höre man es zum ersten Mal. Er spielte, als wechselten sich in ihm ein Teufel und ein Engel ab, mal wütete er mit seinen dennoch perfekt gespielten Noten auf dem Klavier, mal tätschelte er die Tasten, immer in inniger Spannung, mit eigenen, überraschenden Pausen, die dem berühmten Konzert eine persönliche, einzigartige Form verliehen. Sondern auch, weil die Musik an sich, vor allem die Grösse der Emotionen und Gefühle, die Tschaikowski zum Ausdruck bringt, einen direkt vom Hocker haut. Wenn man Tschaikowski nach der Suite Nr. 2 aus *Der Dreispitz* von Manuel de Falla, die das Konzert eröffnete, und vor den zwei *Images pour orchestre* von Claude Debussy, die nach der Pause folgten, hört, fällt sofort auf, wie sehr sich unsere Kunst, unsere Ausdrucksweise und unser Denken seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr zersplittert hat. Bei Tschaikowski haben wir noch eine Grossartigkeit des Fühlens, die von einer umwälzenden Verzweiflung über einem leichten Humor bis zur sanftesten Zartheit übergeht, in einem dreiteiligen Meisterstück, das jedoch eigentlich einen einzigen, zusammenhängenden Satz darstellt. Davor, mit de Falla, und vor allem danach, mit Debussy, kommen hingegen Impressionen, flüchtige, vielleicht auch ein Stückweit intensive, aber zersplitterte Bilder, Assoziationen, die nur zusammenkommen, um sich danach wieder zu trennen. Man hört nichts von einem existentiellen, persönlichen, grandiosen Drama, sondern eher eine Kunstaübung, die das auffängt, was sie mal hier, mal dort empfindet. Die Lust für das grandiose Allumfassende ist nicht mehr vorhanden. An seine Stelle tritt das ein, was Ravels verführerischer *Boléro* vielleicht mitteilen wollte: unsere kleinliche, individualisierte Stumpfheit, in der wir die sich immer wieder identisch wiederholende Alltäglichkeit durchstreifen. Was kommt im *Boléro* vor? Ein mitreissender Rhythmus, der uns wie der Alltag das Gefühl gibt, dass wir willentlich fortschreiten und nicht nur, weil uns jemand anders den Takt angibt, und eine bezaubernde Melodie, die uns vorsingt, dass alles gut geht, dass wir in die richtige Richtung marschieren, dass wir alle die gleiche Meinung haben, genauso wie die Instrumente, die alle dieselben Noten spielen – bis dann plötzlich etwas schief geht – das Verrutschen nach einer neuen Tonart – und uns enthüllt, dass es eigentlich alles nicht stimmte, aber bis wir das gemerkt haben, ist es zu spät, der *Boléro* ist zu Ende, wir sind tot.